

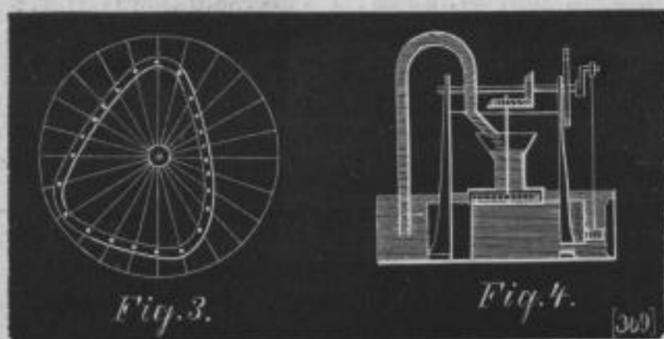
repräsentiren, und lassen sich solche scheinbare Perpetua Mobilia durch Benutzung der Wärme oder des Luftdruckes als Triebkraft herstellen.

In dem deutschen Reichspatent von G. Riedel in Havelberg wird die Ausdehnung einer Eisenstange von 30 m Länge zum Aufziehen des Werkes benutzt. Die Stange greift an einen Hebel an, der mit 7facher Uebersetzung an ein Remontoirwerk angreift und das Aufziehen bewirkt.

Einen selbstthätigen atmosphärischen Motor hat sich Friedrich von Loessel unter R.-P. Nr. 15048 patentiren lassen. Bei diesem wird Luft durch Temperaturwechsel ausgedehnt und zusammengezogen und damit ein wirklicher Betrieb erreicht.

Besonders die Uhrmacherei hat sich mit solchen so zu sagen verkappten Betriebskräften befasst; ich erinnere nur an die Uhren, welche durch das Oeffnen des Deckels aufgezogen werden und an diejenigen, welche durch die Erschütterungen und Stosswirkungen beim Gehen in Gang gehalten werden.

Meine Herren, ich bin am Schluss meiner Mittheilungen. Ich möchte nur noch einige Augenblicke bei den Individuen verweilen, welche sich mit der mechanischen Lösung des Perpetuum Mobile befassen, und da stellt sich nun die Thatsache heraus, dass dies meist Personen sind, welche mit der



Mechanik überhaupt nichts zu thun haben, deren Beruf sie im Gegentheil von mathematischen und mechanischen Wissenschaften fern hält, namentlich stellen Landwirthe, Rentiers, ganz besonders aber Theologen ein erhebliches Kontingent.

Allen denen nun, welche sich trotz alledem und alledem nicht abhalten lassen wollen, dem Perpetuum Mobile nachzujagen, möchte ich die Regeln an's Herz legen, welche Jacob Leupold in seinem „Theatrum Machinarum Generale“, Leipzig 1724, schon aussprach:

Uebrigens ist allen, so das Perpetuum Mobile noch beständig suchen, zu hinterbringen:

1. Dass sie solches mit den aller einfachsten Maschinen thun; denn je mehr die machina übersetzt, je mehr sie zappfen, zahne und materialien hat, je weniger wird der motus perpetuus erhalten werden, und wenn es nicht in der simplicität geschieht, wird es in compositione wohl ewig aussen bleiben.

Ferner 2. Dass keiner sich an die Arbeit mache, er habe denn seine invention auf dem pappier wohl examiniret, friction, Ruhe, die centrifugation oder dass die Körper so im Cirkel bewegt werden, nach der Peripherie eilen, den Abstand und alles wohl aus- und abgemessen und den calculum gezogen.

3. Wer diese Berechnung nicht kann, auch mechanische fundamenta nicht versteht gar darvon bleibe und es anderen überlasse, denn er wird nur zeit, wird Geld dabey verlieren, ja, welches das schlimmste ist, wenig Ruhe haben, wie ich viel Exempel anführen könnte.

Schliesslich sagt Jacob Leupold:

Dahero sind billig diejenigen, welche noch mehr praestiren, als die nach den Fundamenten der mechanic wohlengerichtete Künste bereits thun, unter die weise Narrheit zu zählen.

(Schluss folgt; bestehend in Debatte über den Vortrag.)

Ueber die Kunstindustrie Indiens.

Nach dem vor kurzem erfolgten Schluss der indischen Ausstellung im Kunstgewerbemuseum zu Berlin, dürfte es nicht uninteressant sein, an der Hand des trefflichen, reich illustrierten Handbuches von Sir George Birdwood, welches als bleibende Erinnerung daran auch ferner noch seinen Werth behalten wird, einen Rückblick auf dieselbe zu werfen, zumal sie,

nicht nur speziell kunstgewerblich, sondern auch allgemein volkswirtschaftlich betrachtet, so ausserordentlich viel des Lehrreichen bot.

Mit Recht betont der Verfasser als die Hauptlehre, welche die Ausstellung den monatelang täglich um die bewunderungswürdigen Schöpfungen der indischen Handwerker gescharten Besuchern predigte, die Wahrheit, dass „ohne die Triebfeder religiösen Glaubens keine wahre Läuterung des Lebens durch die Kunst bestehen kann“: „Der wahre und wirksame Nutzen des Studiums der herrlichen Musterstücke indischer Töpferei, Gold- und Silberschmiedekunst, der Damaszener- und Emaillearbeit etc. zeige sich in dem Geist der Phantasie, der Ehrerbietung und Glaubenskraft, der darin erglüh sei.“ Ihre rechte Bestimmung werde die Ausstellung erst dann erfüllt haben, wenn ihre Musterstücke nicht zum bloßen gedankenlosen Kopiren angeregt, sondern Geist und Gemüth mit dem Licht und Leben einer traditionellen Kunst erfüllt hätten, die sich bis auf den heutigen Tag noch ebenso ungetrübt und frisch erhalten hat, wie vor zwei oder drei Tausend Jahren, zur Zeit ihrer ersten Anfänge in den theokratischen Dorfgemeinden des alten Indus, des mystischen Saraswati und des heiligen Ganges. Diese altehrwürdige Einrichtung der Dorfgemeinden hat alle politischen und religiösen Umwälzungen überdauert: „Dem indischen Dorf-töpfer waren die Macedonier Alexanders, die Engländer, Franzosen und Dänen nicht mehr wie die Scherben, die um seine Drehscheibe herumliegen“.

Die gewerblichen Zünfte Indiens sind uralt. Schon das Epos Ramajana beschreibt im 9. Abschnitt den Aufzug der Einwohner von Ayodhya, wie sie mit Bharata ausziehen, um Rama zu suchen: zuerst die Juweliere, dann die Töpfer, die Elfenbeinarbeiter, Parfümeure, Goldschmiede, Weber, Zimmerleute, Messingarbeiter, Instrumentenmacher, Kupferschmiede, Figurenmacher, Glasarbeiter, Mosaikarbeiter etc. Alle indischen Kunstgewerbezweige haben ihre traditionelle Erhaltung jenem Dorfgemeindesystem zu verdanken, wie es der Codex des Manu (900—300 v. Chr.) vorschreibt. Dadurch wurde einem ausserordentlich grossen Theile des Volks, den Handwerkern, ein beständiges Erbtheil gesichert. 3000 Jahre hindurch wurden ihre Finger in der Ausübung derselben Arbeit gebildet und mit zauberhafter Gewandtheit ausgestattet. Das typische Hindudorf wird eigentlich ausschliesslich von Landbauern bewohnt; da aber Ackerbau und Gewerbe nicht ohne einander bestehen können, so musste sich das Dorf dazu verstehen, eine Anzahl von Handwerkern als Mitglieder seiner erblichen regierenden Genossenschaft aufzunehmen. Diese sind nur „Fremdlinge im Lande“, welche durch eine Art Dienstkontrakt an die Landbauern des betreffenden Dorfes gebunden sind. Der Kontrakt lautet auf ewig; aber im Laufe der 3000jährigen Geltung des Codex haben die Handwerker fortwährend ihr Bündnis mit den einzelnen Dörfern gelöst oder anderwärts für das Unterkommen ihrer Söhne sorgen müssen. Um ihren Lebensunterhalt zu suchen, wanderten letztere nach den Städten, welche allerwärts um die Regierungssitze und die Mittelpunkte des auswärtigen Handels von Indien emporblühten. Gleiche Interessen bewogen die kunstgeübten Einwanderer dazu, in Gewerbe-Verbindungen zusammenzutreten, deren Bande, wie in Alt-Egypten, durch die Macht der Kaste unauflöslich geworden sind.

Die auf diese Dorfgemeindeverfassung sich gründende Ruhe und Würde des Lebens des indischen Handwerkes dürfe man nicht ausser Acht lassen, wenn man seine Arbeit recht verstehen wolle. Er wusste bisher nichts von dem Kampf ums Dasein, der dem Arbeiter des cisalpinischen Europa das Leben bedrückt. „Er hatte seine vom Vater auf den Sohn durch hundert Generationen hindurch vererbte feste Stellung in der Verfassung der nationalen Kirche und des nationalen Staates, während die Natur ihn mit Allem versieht, ausser der geringen Nahrung und noch geringeren Kleidung, die er braucht, und den einfachen Werkzeugen seines Gewerbes.“ Der europäische Handwerker muss für Miete, Möbel, warme Kleidung, Nahrung, Heizung, die Erziehung seiner Kinder nach dem künstlichen Maasstabe des wetteifernden europäischen Lebens sorgen, ehe er seine Arbeit frei von Familiensorgen ergreifen kann. Dem indischen Arbeiter ist die Sonne ein gütiger Wirth, der ihm die Heizung, Wohnung, ja auch die Bekleidung und Nahrung fast kostenfrei darbietet, so dass er nur die Steuer zu bezahlen hat, welche die Gewerbezunft der Dorfbürgerschaft, deren Mitglied er ist, ihm auferlegt. So kann er, frei von entkräftender Sorgenlast, sein Gewerbe, das ihm zugleich eine religiöse Verrichtung ist, mit einer inneren Zufriedenheit und Ruhe des Gemüths ergreifen, denen der Stolz und die Freude an der Arbeit um ihrer selbst willen entspringen und die der wahren künstlerischen Vollendung unentbehrlich sind. Das Ergebnis aber sind Werke, welche den Charakter unmittelbarer Schöpfungen der Natur an sich tragen und damit das höchste Ziel menschlicher Kunstfertigkeit erreichen.